

MALLA [REDACTED]

NUNN [REDACTED]

LASS DIE [REDACTED]

TOTEN RUHEN. [REDACTED]

KRIMINAL- [REDACTED]

ROMAN [REDACTED]

Über das Buch

Cooper 2 - Intrigen in Durban

Durban 1953: In der großen Hafenstadt blüht das Verbrechen. Emmanuel Cooper schuftet tagsüber auf der Werft und arbeitet nachts *undercover* für seinen alten Boss. Dann stolpert er am Güterbahnhof über eine Leiche und weigert sich wegzusehen. Doch ihn trügt sein Gefühl, dass er nichts mehr zu verlieren hat ...

»Drogenbosse, Zuhälter, korrupte Polizisten, indische Kleinkriminelle, gestrandete Deutsche beherrschen die Szene. Ein Schmöcker, ein packender Krimi!« Denis Scheck, Druckfrisch

Über die Autorin

Malla Nunn wurde in Swasiland geboren. In den 1970ern emigrierte ihre Familie nach Australien, um der Apartheid zu entgehen. Malla Nunn studierte Englisch, Geschichte, Theaterwissenschaften und schuf als Drehbuchautorin drei preisgekrönte Dokumentarfilme, darunter *Servant of The Ancestors*. Malla Nunn lebt und arbeitet in Sydney.

Malla Nunn

Lass die Toten ruhn

Kriminalroman

CulturBooks Verlag
www.culturbooks.de

Impressum

eBook-Ausgabe: © CulturBooks Verlag 2022

Gärtnerstr. 122, 20253 Hamburg

Tel. +4940 31108081, info@culturbooks.de

www.culturbooks.de

Alle Rechte vorbehalten

eBook-Herstellung: CulturBooks

Printausgabe: © Argument Verlag 2022

Titel der Originalausgabe: Let the Dead lie

© 2010 by Malla Nunn

Deutschsprachige Neufassung von Else Laudan

auf Grundlage der Übersetzung von Armin Gontermann

Die deutsche Erstausgabe erschien 2011 bei Rütten & Loening, Berlin.

Rütten & Loening ist eine Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG.

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2011

(für die deutsche Übersetzung von A. Gontermann)

Erscheinungsdatum: August 2022

ISBN 978-3-95988-226-2

Für meine Eltern
Courtney und Patricia Nunn

Vorbemerkung von Else Laudan

Lass die Toten ruhen ist Band 2 in Malla Nunns Krimizyklus um Mordermittlungen in der Apartheid. Emmanuel Cooper verliert seinen Dienstrang, seinen Beruf und seinen »Europäer«-Status. Das schleudert ihn in eine andere Realität. »Weiß« zu sein ist ihm mit den Jahren ebenso in Fleisch und Blut übergegangen wie Polizist zu sein. Doch der erzwungene Perspektivwechsel hält ihn nicht davon ab, sich einzumischen – und von Mächtigeren benutzt zu werden.

Der Emmanuel-Cooper-Zyklus verbindet den Reiz historischer Romane mit exzellenter Kriminalliteratur und zeigt das Alltagsgesicht der Apartheid. Immer neue Segregationsgesetze verstärken die soziale und ökonomische Kluft zwischen Nachkommen europäischer Kolonialherren und eingeborenen sowie eingewanderten »Nichtweißen«. Erkennbar wird, wie das sich von Ungleichheit nährnde System Alltag und Entscheidungen Einzelner beherrscht, von Lügen und kleinen Fehlritten bis zu großen Verbrechen.

Band 1 und 2 von Malla Nunns *Edgar*-nominierter Krimireihe über die südafrikanische Apartheid waren lange vergriffen und werden jetzt (in redigierter, erstmals werktreuer Neufassung) nachträglich ins Ariadne-Programm eingereiht, wo bereits Band 3 und 4 erschienen sind. Diese Bücher sind »Fenster zur Welt«, epische Spannungsromane mit intensiven Bildern: Literatur, die den Horizont weitet und der Vorstellungskraft auf die Sprünge hilft.

Else Laudan

Ein kurzes Glossar befindet sich am Ende des Buchs.

Prolog

Paris, Frankreich, April 1945

Ein blinkendes Neonschild erhellte die schmale kopfsteingepflasterte Gasse. Die Regenschauer, die am Nachmittag über den Tuilerien und dem Boulevard Saint-Germain niedergegangen waren, hatten den Frühlingsabend abgekühlt, doch aus den Soldatenbars waberte die Hitze. Der Geruch von schwitzenden Leibern, verschüttetem Schnaps, Zigarettenqualm und Parfüm durchtränkte die Luft. Emmanuel war froh, dem Gedränge entronnen zu sein. Gerade betrat eine Gruppe schwarzer GIs einen Souterrain-Klub an der Ecke der Rue Véron, und eine Jazztrompete schmetterte in die Nacht hinaus. Entspannt schlenderte er durch die schlüpfrige Gasse, begleitet von drei kichernden Stenografinnen sowie Hugh Langton, Kriegsreporter der BBC mit erstklassigen Schwarzmarktbeziehungen.

»Da vorne ist es«, verkündete Langton. »Zwei Doppelzimmer im vierten Stock. Die paar Treppen machen euch doch nichts aus, Mädels?«

Fünf Tage Fronturlaub, danach zurück zu Drill und Dosenfleisch und der endlosen Parade zerstörter Städte. Ihm blieben fünf Tage, um zu vergessen. Fünf Tage, um die Bilder von zerschossenen Kirchen und Menschen mit neuen Erinnerungen zu überdecken. Die Dunkelhaarige des Trios schmiegte sich enger an ihn und drückte ihm einen heißen Kuss in den Nacken. Emmanuel ging schneller, gierte nach dem Gefühl von Haut auf Haut. Das blinkende Hotelschild warf Licht in einen Hauseingang ein paar Schritte weiter. Entblößte Beine, bleich und regenbesprenkelt, ragten auf die Straße hinaus. Im Halbdunkel der Nische war ein zerrissener Rock zu erkennen und eine offene Geldbörse.

»*Mon Dieu ...*« Die Dunkelhaarige presste die schlanken Finger vor den Mund. »*Regardez! Regardez!*«

Emmanuel löste den Arm von ihrer Schulter und trat näher. Ein weiteres Neonblinken erhellte den gedrungenen, an einer Tür lehenden Körper einer Frau. Im Aufschlag der schmuddeligen Jacke war ein blutiges Loch, typisch kleinkalibrige Eintrittswunde. Die offenen starren Augen und der schlaffe Unterkiefer ließen an eine Reisende denken, die den letzten Zug verpasst hat und die Nacht im Freien verbringen muss. Mehr der Form halber prüfte Emmanuel den Puls.

»Sie ist tot.«

»Dann können wir ja nichts mehr tun.« Langton drängte die Stenografinnen zum Hotel Oasis. Dieser kleine Zwischenfall könnte ernsthaft die Stimmung verderben. »Ich Sorge dafür, dass die Concierge die Polizei ruft.«

»Geht schon vor«, sagte Emmanuel. »Ich treibe einen Gendarmen auf und komme nach.«

Langton nahm Emmanuel beiseite. »Ich muss auf das Offensichtliche hinweisen, falls du es nicht gemerkt hast, Cooper. Dort: tote Frau, hier: lebendige Frauen ... Mehrzahl. Komm, nichts wie weg, Mann.«

Emmanuel hielt die Stellung. Ein Tornister voll Marschverpflegung und ein Hotelzimmer mit Seife und frischen Handtüchern, das hieß, die Stenografinnen würden warten. Der kalte Pragmatismus des Krieges.

»Okay, okay.« Der Engländer führte die Frauen auf das flackernde Neon zu. »Bleib nicht die ganze Nacht hier draußen. Im Feld kriegst du noch genug Tote.«

Das stimmte, aber es ging nicht an, eine Leiche einfach liegen zu lassen in einer Stadt, wo Recht und Ordnung wiederhergestellt waren. Emmanuel trieb einen stämmigen Polizisten auf, der sich unter einem Kirschbaum eine Zigarette gönnte, und eine Stunde später erschien am Tatort ein Kriminalermittler mit Halbglatze, stattlicher

Adlernase und traurigen braunen Augen. Er spähte in den Hauseingang.

»Das ist Simone Betancourt.« Dem ausländischen Soldaten zuliebe sprach er Englisch mit starkem Akzent. Die meisten Fälle, bei denen Alliierte im Spiel waren, wurden der Handvoll zweisprachiger Polizisten übertragen. »Zweiundfünfzig Jahre alt. Gemeldeter Beruf: Waschfrau.«

»Sie kennen sie?«, fragte Emmanuel.

»Sie hat die Wäsche für die Polizeiwache gemacht und für viele kleine Pensionen hier. Ich kannte sie.« Er streckte Emmanuel die Hand entgegen. »Inspecteur Principal Luc Moreau. Sie haben die Leiche entdeckt?«

»Ja.«

»Ihr Name bitte.«

»Major Emmanuel Cooper.«

»Und Sie waren wohin unterwegs?«

»Zu dem Hotel da vorn.« Das war dem französischen Cop sicher auch schon klar.

»Zuletzt geregnet hat es ...« Moreau sah auf eine goldene Armbanduhr. »Vor ungefähr zwei Stunden. Also liegt Simone schon länger hier. Zweifellos haben auch andere die Leiche gesehen. Und nichts unternommen. Warum haben Sie die Polizei alarmiert und so lange hier am Tatort gewartet, Major?«

Emmanuel zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht genau.« Zur Kulisse des Krieges gehörten auch die Toten. Soldaten und Zivilisten, Junge und Alte wurden stillschweigend auf dem Schlachtfeld und in den Trümmern liegen gelassen. Aber diese Wäscherin hatte Erinnerungen an eine andere wehrlose Frau wiederbelebt, die vor langer Zeit im Stich gelassen worden war. »Es kam mir falsch vor, sie da liegen zu lassen.«

Moreau lächelte und wickelte einen Streifen Kaugummi aus, eine von der amerikanischen Militärpolizei übernommene Angewohnheit. »Selbst im Krieg ist Mord obszön, nicht wahr, Major?«

»Mag sein.« Emmanuel warf einen Blick in Richtung Hotel. Dass er haltgemacht und den Tod von Simone Betancourt gemeldet hatte, würde weder Justizias Waage ins Gleichgewicht bringen noch die Erinnerung an gefallene Freunde dämpfen. Und doch war er geblieben. Die Nacht hatte sich abgekühlt. Himmel, er könnte längst mit einer Stenografin im Bett sein.

»Tun Sie mir einen Gefallen.« Moreau kritzelte etwas auf eine Seite seines Notizbuchs und riss sie heraus. »Gehen Sie jetzt zu Ihrer Dame. Trinken Sie. Essen Sie. Machen Sie Liebe. Schlafen Sie. Und wenn Sie morgen immer noch an Simone Betancourt denken, rufen Sie mich bitte an.«

»Wozu?« Emmanuel steckte das zerknitterte Stück Papier ein.

»Wenn Sie anrufen, erkläre ich es.«

Ferne Kirchenglocken schlugen elf Uhr. Mit trockenem Mund und entspannten Gliedern erwachte Emmanuel im zerwühlten Bett. Die dunkelhaarige Stenografin, Justine aus Cergy, stand nackt am Fenster und verschlang einen Riegel Schokolade aus der Marschverpflegung. In der Frühlingssonne, die grell durch die Scheibe schien, sah ihr Körper vollkommen aus. Auf dem Tisch standen eine Kanne Schwarzmarktkaffee und Croissants. Justine stieg wieder ins Bett, und Emmanuel vergaß Krieg und Unrecht und Angst.

Als er zum zweiten Mal erwachte, schlief Justine. Er betrachtete ihr friedliches Gesicht, wie das eines Kindes. Alles, was es zum Glücklichsein brauchte, war hier in diesem Zimmer. Und doch schlich sich Traurigkeit an. Er schlüpfte aus dem Bett und trat ans Fenster. Direkt unter dem maroden gusseisernen Balkon lag die Gasse, wo Simone Betancourt im Regen gestorben war.

Dass ein Leben so leicht ausgelöscht werden konnte, ohne Bedenken oder Rechenschaft, diese Lektion hatte Emmanuel als Kind gelernt. Eine Kompanie Soldaten durch den Krieg zu führen bestätigte nur, dass nichts heilig oder kostbar war. Schon seltsam, wie ihm trotz vier Jahren Ausbildung und Fronteinsatz immer noch die Erinnerung an den Tod seiner Mutter auflauerte und die Gegenwart unsicher machte.

Emmanuel holte die Telefonnummer des Ermittlers hervor und strich das Papier glatt. Er würde Inspecteur Luc Moreau anrufen, obwohl ihn das verstörende Gefühl beschlich, dass es andersherum war: Er war es, der gerufen wurde.

1

Durban, Südafrika, 28. Mai 1953

Die Auffahrt zum Güterbahnhof war ein dunkler Rachen voll verdreckter Güterwaggons und silbriger Gleisfäden. Ein paar weiße Prostituierte kreisten um eine matte Straßenlaterne. Indische und farbige Strichmädchen hielten sich im Schatten, abseits der Laufkundschaft und der Polizei.

Emmanuel Cooper überquerte die Point Road und betrat den Güterbahnhof. Die Prostituierten starrten ihn an, und die dreisteste von ihnen, eine dicke Rothaarige mit einem zerfressenen Fuchspelz um die Schultern, hob ihren Rock und entblößte einen Schenkel im schwarzen Netzstrumpf.

»Schätzchen«, grölte sie, »willst du kaufen oder nur gucken?«

Emmanuel verdrückte sich ins Labyrinth der Industrieanlagen. Sah er so verzweifelt aus? Aus dem Hafen von Durban wehten salzige Luft und Kohlenstaub heran, die Lichter eines Kreuzfahrtschiffs schimmerten über das Wasser. Feststehende Brückenkräne ragten über der Kolonne der Güterwaggons auf, und ein heller Halbmond beschien den steinigen Boden. Er ging weiter zur Mitte des Güterbahnhofs, folgte einem inzwischen vertrauten Pfad. Er war müde, nicht nur wegen der späten Stunde. Nach Mitternacht die Docks zu durchkämmen war schlimmer, als Streifenpolizist zu sein. Die hatten wenigstens einen greifbaren Auftrag: dem Gesetz Geltung verschaffen. Sein Job bestand darin, eine nervtötende Routine von Handgreiflichkeiten, Prostitution und Diebstahl zu beobachten und nichts zu unternehmen.

Er stieg über eine schwere Kupplung und ließ sich in der Lücke zwischen zwei Waggons nieder. Bald würde eine Ameisenstraße von Lastwagen vom Hof rollen, randvoll

beladen mit Whiskey, Feinschnitttabak und Kisten mit Eau de Cologne. Engländer, Afrikaaner, Streifen-, Kriminal- und Bahnpolizei – der organisierte Schmuggel war ein perfektes Beispiel dafür, wie gut unterschiedliche Behörden zusammenarbeiten und sich koordinieren konnten, wenn sie denn ein gemeinsames Ziel verfolgten.

Er schlug das Observationsbuch auf. Die blass linierten Seiten waren in vier Spalten unterteilt: Namen, Zeiten, Nummernschilder und Beschreibungen des Diebesguts. Bis zu diesen kalten Nächten auf dem Güterbahnhof hatte er die öde Warterei auf die Landung in der Normandie für den Gipfel des Stumpfsinns gehalten. Die Unruhe und Angst der zusammengepferchten Truppen, das fade Essen und der Latrinengestank – all das hatte er ohne Murren ertragen. Die Unannehmlichkeiten unterschieden sich nicht wesentlich von dem, was er in den Elendsbaracken aus Wellblech und Beton erlebt hatte, als seine Familie in den Slums bei Jo'burg hauste.

Was dieser Observation korrupter Polizisten leider abging, war die moralische Gewissheit der D-Day-Invasion. Es war völlig unklar, was Major van Niekerk, sein früherer Chef bei der Kriminalpolizei am Marshall Square, mit den Informationen in dem Observationsbuch vorhatte.

»O Gott. O mein Gott ...« Der Wind wehte ein Aufstöhnen über den Güterbahnhof. Manche von den billigeren Strichmädchen nutzten nach Einbruch der Dämmerung die leeren Güterwaggons.

»Oh nein ...« Diesmal klang die Männerstimme laut und angsterfüllt.

Emmanuel stellten sich die Nackenhaare auf. Es drängte ihn, der Sache nachzugehen, doch er widerstand. Seine Aufgabe war es, die Aktivitäten des Schmugglerrings zu beobachten und zu dokumentieren, nicht einen betrunkenen Walfänger zu retten, der sich auf den Güterbahnhof verirrt hatte. *Sie mischen sich auf keinen*

Fall ein. Was das betraf, war Major van Niekerk sehr deutlich gewesen.

Das leise Rauschen des Verkehrs auf der Point Road mischte sich jetzt mit unartikuliertem Schluchzen. Sein Instinkt zog Emmanuel dorthin. Er zögerte, schob dann das Observationsbuch in die Hosentasche. Zehn Minuten, um nachzusehen, dann wäre er zurück, um die Nummernschilder der Laster zu notieren. Allenfalls zwanzig Minuten. Er zückte eine silberne Taschenlampe, knipste sie an und lief auf die Lagerhallen am nordöstlichen Ende des Güterbahnhofs zu.

Das Schluchzen ließ plötzlich nach und klang gedämpft. Vielleicht von einer Hand vor einem Gesicht? Emmanuel blieb stehen und versuchte das Geräusch zu lokalisieren. Das Gelände war riesig, viele Kilometer Gleise liefen über die gesamte Länge des Industriehafens. Unter seinen Schuhen knirschte lockerer Schotter, das Weinen kam von vor ihm. Emmanuel stellte die Lampe auf Fernlicht und lief schneller. Zuckend erhellten sich Ausschnitte der Welt. Gespenstische Reihen abgestellter Güterwagen, Schleppketten, schmutzig verrußte Backsteinmauern und eine kleine Hintergasse, in der leere Jutesäcke herumlagen. Dann ein dunkles Rinnsal Blut wie ein Fragezeichen im Dreck.

»Nein ...«

Emmanuel schwang die Lampe in Richtung der Stimme und erfasste im grellen Lichtstrahl zwei Inder. Beide waren jung mit dunklen, nach hinten gefetteten Haaren bis zu den Schultern. Sie trugen weiße Seidenhemden und fast gleiche Anzüge aus silbrigem Chintz. Der eine, ein schwächlicher Teenager mit tränenüberströmtem Gesicht, hockte gekrümmt an der Rückwand des Lagerhauses. Der andere, Anfang zwanzig mit Errol-Flynn-Schnurrbart, runzelte drohend die wulstige Stirn. Er beugte sich über den Jungen und hielt ihm den Mund zu, um ihn zum Schweigen zu bringen.

»Keine Bewegung.« Emmanuel sprach im Kriminalpolizei-Ton. Er langte nach seinem Webley-Revolver Kaliber .38 und griff ins Leere, wie ein Kriegsveteran ein Phantomglied zu fassen versucht. Die gefährlichste Waffe, die er bei sich hatte, war ein Stift. Egal. Die Waffe war eh nur zur Verstärkung.

»Lauf!«, schrie der Ältere. »Los!«

Die Männer rannten in verschiedene Richtungen davon, und Emmanuel nahm den kleineren aufs Korn, der stolperte und hinschlug. Emmanuel erwischte einen Ärmel und drückte den Jugendlichen gegen die Mauer.

»Wenn du noch mal wegläufst, breche ich dir den Arm«, sagte er. Eine Zugkupplung dröhnte. Der Ältere war noch in der Nähe. Emmanuel lehnte sich Schulter an Schulter neben den Jungen und wartete ab.

»Parthiv«, rief der Junge schniefend, »lass mich nicht allein.«

»Amal«, rief eine Stimme zurück. »Wo bist du?«

»Hier. Er hat mich erwischt.«

»Was?«

»Ich habe Amal«, rief Emmanuel. »Komm lieber her und leiste ihm Gesellschaft.«

Mit wiegendem Gangsterschritt tauchte der Mann aus der Dunkelheit auf. Ein Goldkettchen ergänzte seinen silbrigen Anzug, und an seinem Zeigefinger hing schwer ein ziselierter Ring mit einem dicken lila Topas.

»Und wer zum Teufel sind Sie?«, fragte der Kleinganove.

Emmanuel entspannte sich. Möchtegernschläger wie den hatte er früher in Jo'burg jeden Tag mattgesetzt. Damals, vor dem Drama in Jacob's Rest.

»Ich bin Detective Sergeant Emmanuel Cooper«, sagte er.

Jetzt, wo die National Party das Sagen hatte, war die Polizei die mächtigste Gangsterbande Südafrikas. Die Harter-Bursche-Nummer des Inders löste sich prompt in Luft auf.

»Namen«, verlangte Emmanuel, als beide vor ihm an der Wand lehnten. Um das Problem, dass er hier weder zuständig noch ermächtigt war, würde er sich später kümmern.

»Dr. Jekyll und Mr. Hyde«, sagte der indische Errol Flynn. Er gab sich knallhart, aber irgendetwas an dem schicken Anzug und dem Schmuck wirkte ... harmlos.

»Namen«, wiederholte Emmanuel.

»Amal«, sagte der Kleine schnell. »Ich heiße Amal Dutta, und das ist mein Bruder Parthiv Dutta.«

»Bleibt, wo ihr seid!«, befahl Emmanuel und richtete die Taschenlampe zu Boden. Neben der Blutlache lag eine Limonadenflasche. Dann erkannte er in der Dunkelheit die gekrümmten Finger einer Kinderhand. Es sah fast aus, als würden sie ihn herbeiwinken. Ein weißer Junge lag im Dreck, die Arme ausgestreckt, die dünnen Beine verdreht. Seine Kehle war von Ohr zu Ohr aufgeschlitzt wie ein zweiter Mund.

Emmanuel erkannte das Opfer: ein englisches Slum-Kind, etwa elf Jahre alt, das sich zwischen Güterwaggons und Huren mit Besorgungen durchschlug. Jolly Marks. Wer wusste schon, ob das sein richtiger Name war?

Emmanuel untersuchte die Leiche von den zerfledderten Leinenschuhen aufwärts. Eine Tarnhose aus Armeebeständen, die Überlänge hochgekremgelt, an den Knien abgewetzt. Durch die Gürtelschlaufen war ein Stück Schnur gezogen, am Hosenbund ein Blutfleck. Das graue Hemd starrte vor Dreck, der sich auch in den Mundfalten des Jungen gesammelt hatte. Der forschende Blick stieß in jeder Hinsicht auf Mangel: Jollys zerlumpte Kleidung zeigte den Mangel an Geld, das verfilzte Haar und die krustigen Fingernägel den Mangel an Hygiene. Und mangels Eltern hatte niemand ein Kind davon abgehalten, sich nach Einbruch der Dunkelheit in den Docks von Durban herumzutreiben.

Emmanuel richtete das Licht erneut auf den fleckigen Hosenbund. Jolly Marks hatte doch immer ein kleines Notizbuch an einer Schlaufe seiner Khakihose hängen, in das er Bestellungen für Tabak und Lebensmittel notierte. Die Schnur für das Büchlein war noch da, aber das Notizbuch fehlte. Das konnte ein Hinweis sein.

»Hat einer von euch ein Notizbuch gefunden?«, fragte er.

»Nein«, antworteten die Brüder gleichzeitig.

Emmanuel hockte sich neben die Leiche. Neben Jollys rechter Hand lag ein verrostetes Taschenmesser, die kleine Klinge ausgeklappt. Emmanuel hatte fast im selben Alter auch so ein Messer besessen. Jolly war bewusst gewesen, dass hier draußen nachts üble Sachen passierten.

Emmanuel kannte diesen Jungen, kannte Einzelheiten seines Lebens, ohne nachfragen zu müssen. Er war aufgewachsen mit Jungs wie Jolly Marks. Nein, da machte er sich was vor: Er war selbst als einer dieser Jungs aufgewachsen. Ein dreckiger weißer Straßenjunge. So hätte auch er enden können: erst in den Slums von Jo'burg und dann auf den Schlachtfeldern Europas. Er war beidem entkommen und lebte noch. Diese Chance hatte Jolly nicht mehr. Emmanuel wandte sich wieder den Indern zu.

»Hat einer von euch den Jungen angerührt?«

»Nein!« Amal schüttelte heftig den Kopf. »Nie im Leben.«

»Und du?«, fragte Emmanuel Parthiv.

»Nein. Kein Stück. Wir haben hier bloß rumgelungert und nichts gemacht, und dann lag er da.«

Niemand lungerte nach Mitternacht in den Hafengassen von Durban herum, außer um etwas Verbotenes zu tun. Allerdings war zwischen Diebstahl und Mord ein großer Unterschied, und die Chintzanzüge der Brüder waren gebügelt und sauber. Emmanuel musterte ihre Hände, gleichfalls sauber. Jolly lag in einem Blutbad, die Kehle mit

einem einzigen Schnitt aufgeschlitzt: das Werk eines erfahrenen Schlächters.

»Hat einer von euch den Jungen schon mal gesehen, vielleicht mit ihm gesprochen?«

»Nein«, sagte Parthiv zu schnell. »Den kennen wir nicht.«

»Ich wünschte, ich hätte ihn nie gesehen.« Amal rutschte die Stimme weg. »Ich wünschte, ich wär zu Hause geblieben.«

Emmanuel wandte den Lichtstrahl vom Gesicht des Jungen ab. Gewaltsamer Tod war verstörend, aber der gewaltsame Tod eines Kindes wirkte noch anders; der Schock prägte sich tiefer ein und währte länger. Amal war nur wenige Jahre älter als Jolly und wahrscheinlich noch ein Schuljunge.

»Setz dich hin und lehn dich an die Wand«, sagte Emmanuel.

Amal sank zu Boden und keuchte mit offenem Mund. Bei ihm war mit Angstzuständen zu rechnen. »Werden Sie uns ... uns ... verhaften, Detective?«

Emmanuel holte einen kleinen Flachmann aus der Jackentasche und drehte den Deckel ab. Er reichte ihn Amal, der fuhr zurück.

»Ich trinke nicht. Meine Mutter sagt, davon wird man dumm.«

»Heute Abend machst du mal eine Ausnahme«, sagte Emmanuel. »Ist sowieso hauptsächlich Kaffee.«

Der Jugendliche schlürfte einen Schluck und hustete, bis ihm Tränen aus den Augen rannen. Parthiv schnaubte verächtlich; dass sein jüngerer Bruder keinen Schnaps vertrug, war ihm peinlich. Emmanuel steckte den Flachmann ein und spähte in die schmale Gasse zwischen der Mauer des Lagerhauses und dem Güterzug.

Er hatte eine Leiche unter freiem Himmel, keine Mordwaffe und zwei Zeugen, die aller Wahrscheinlichkeit nach zufällig über den Tatort gestolpert waren. Der

Albtraum eines Kriminalermittlers - aber auch wiederum ein Traum. Er hatte den Tatort ganz für sich. Keine Streifenpolizisten, die wertvolle Spuren zertrampelten, keine Vorgesetzten, die um die Leitung der Ermittlung rangelten. Unkrautbüschel zwischen dem Schotter zitterten in einem plötzlichen Windstoß. Hinter Jollys Leiche rollte der Stummel einer selbstgedrehten Zigarette über den Boden. Emmanuel hob ihn auf und roch daran. Vanille und Schokolade. Eine spezielle aromatisierte Tabakmischung.

»Rauchst du, Parthiv?«, fragte Emmanuel über die Schulter.

»Natürlich.«

»Welche Marke?«

»Old Gold. Das sind amerikanische.«

»Die kenne ich«, sagte Emmanuel. Die halbe Yankee-Armee hatte sich mit Old Gold und Camel durch Europa gequalmt. Für ein paar Jahre schien der Geruch der Freiheit identisch mit amerikanischem Tabak und Cornedbeef. Old Gold war Massenware, in Südafrika ein Importartikel. Der Vanille-Schokoladen-Tabak war vermutlich eine Spezialmischung.

»Was ist mit dir, Amal, rauchst du?«

»Nein.«

»Nicht mal nach der Schule eine paffen?«

»Nur einmal. Ich mochte es nicht. Es tut in der Lunge weh.«

Parthiv schnaubte wieder.

Emmanuel leuchtete auf Jollys Hände und Gesicht. Amal sah weg. Trotz des offenen Taschenmessers wiesen die Hände des Jungen keine Abwehrverletzungen auf. Der Mörder war schnell und höchst gründlich gewesen. Vielleicht lag es an der nächtlichen Kühle, dass ihm der Mord kalt und leidenschaftslos vorkam. Das Wort *Profi* schoss Emmanuel durch den Kopf.

Wohl kaum eine Bezeichnung, die auf einen der Dutta-Jungs passte. Er ließ den Lichtstrahl noch einmal über den

unebenen Boden schweifen und hielt Ausschau nach Indizien. Jollys Auftragsbuch war nirgends zu finden.

In der Finsternis quietschte eine Zugkupplung. Parthiv und Amal starrten auf etwas im Dunkel des Güterbahnhofs hinter ihm. Emmanuel wirbelte herum, und ein schwarzes Loch tat sich auf und verschlang ihn.

2

Etwas Starkes zwang Emmanuel einen Sack über den Kopf und zerrte ihn ruppig bis über seine Schultern. Raues Sackleinen kratzte über sein Gesicht. Er roch faulige Kartoffeln. Keuchend wich die Luft aus seiner Lunge, als muskulöse Arme sich wie Pythons um seine Brust schlangen. Er wurde hochgehoben, sodass seine Füße unter ihm baumelten wie bei einem Kind auf der Schaukel.

Er spürte, wie sich ein Gesicht zwischen seine Schulterblätter presste. Der Mann, der ihn umklammerte, war klein und besaß die Kraft eines Trolls. Emmanuel wand sich und versuchte sich aus dem Griff zu lösen. Die Arme strafften sich noch eine Spur mehr, genug, um schon das langsame Nachgeben seiner Knochen zu spüren. Er gab den Widerstand auf und konzentrierte sich auf die Stimmen, die auf Hindi wütend durcheinanderredeten. Er hatte keine Ahnung, was gesprochen wurde, und konnte am Tonfall nicht erkennen, ob es Gutes oder Schlechtes für ihn verhiess.

»Halt den Mund, Amal«, schnauzte Parthiv auf Englisch. »Such unsere Taschenlampe und schau nach, ob wir auch nichts fallen gelassen haben. Ich hole den Wagen.«

»Er ist Polizist«, protestierte Amal. »Wir müssen ihn freilassen.«

»Auf keinen Fall. Nicht, nachdem du unsere richtigen Namen ausgeplaudert hast.«

»Was ist mit dem Jungen?«, fragte Amal.

»Den findet morgen früh schon jemand. Los jetzt.«

Parthiv feuerte auf Hindi eine Salve Befehle ab, beim letzten Klang seine Stimme schon fern. Emmanuel's Füße schrammten über lose Steine und die Stahlbänder der Gleise. Die Schwärze in dem Sack war erstickend. Er widerstand dem Drang, einen Befreiungsversuch zu

unternehmen. Dabei würde er sich nur eine gebrochene Rippe einhandeln. Er hörte Amal hecheln, als steckte auch er in einem Jutesack. Ein Wagen hielt, Motor im Leerlauf.

»*Geldi, geldi!*«, befahl Parthiv. »Schnell.«

Eine Tür wurde geöffnet und Emmanuel auf die Rückbank geworfen. Sein Bewacher folgte nach und legte ihm einen Ellbogen ins Kreuz, eine leichte Berührung mit umso bedrohlicherer Wirkung. Emmanuel rührte sich nicht und atmete langsam. Hatten sie vor, ihn in den Mangrovensumpf am Rand des Hafens zu werfen oder seine Leiche im Buschland um die Umhlanga Rocks zu verbuddeln? Er hätte auf van Niekerk hören sollen. Einmischung war ein großer Fehler.

»Wenn Maataa das erfährt ...«, stieß Amal hechelnd hervor.

»Wir nehmen den Nebeneingang«, erwiderte Parthiv so leichthin, als besprächen sie nichts Bedeutsameres als den Verstoß gegen Hausarrest.

»Und dann?«

Auf Amals Frage folgte Schweigen. Emmanuel stellte sich vor, wie Parthiv die wulstige Stirn runzelte. Kriminelle mit begrenztem Weitblick suchten ihr Heil immer in der nächstliegenden Lösung. Nur schnell das Problem loswerden und aufs Beste hoffen.

Der Wagen fuhr um eine Ecke, die Federung wippte. Der Ellbogen grub sich in Emmanuels Kreuz, um zu verhindern, dass er auf den Boden rollte. Bislang hatte der Mann fürs Grobe kein Wort gesagt.

»*Madar-chod*«, fluchte Parthiv auf Hindi, fuhr dann aber auf Englisch fort. »Bleib ruhig, Bruder. Die fahren nur vorbei. Sie haben keinen Grund, uns anzuhalten.«

»Zwei Wagen«, keuchte Amal. »Zwei Wagen.«

»Ganz ruhig. Ganz ruhig«, wiederholte Parthiv. »Die fahren woandershin.«

Blaulicht flackerte ins Wageninnere und drang durch das Gewebe des Jutesacks. Es waren zwei

Polizeitranporter. Vielleicht hatte jemand anders den Mord an Jolly gemeldet. Das Blaulicht verebbte. Vielleicht besser so. Die Polizei würde die Angaben in van Niekerks Observationsbuch mit schwingenden Schlagstöcken und Nilpferdpeitschen quittieren. Da war er bei den Indern vermutlich sicherer.

»Siehst du?« Parthiv war aufgedreht vor Erleichterung. »Ein Kinderspiel. Alles in Butter, keine Probleme.« Der Wagen beschleunigte, bis der Motor im vierten Gang lief. Emmanuel versuchte nicht, bei jedem Abbiegen mitzuzählen oder auf den fernen Ruf eines Vogels zu lauschen, der nur in einem Park der Stadt zu finden war. Außer im Kino lief bei allen Entführungsfahrten dieselbe Tonspur: das rhythmische Geräusch der Reifen auf der Straße und der eigene Herzschlag.

Als der Wagen steil bergan fuhr, wurde er vom Gewicht seines eigenen Körpers in den Ledersitz gedrückt, dann fuhren sie eine Viertelstunde auf ebener Strecke weiter. Auf leicht abschüssiger Strecke kam der Wagen zum Stehen, der Motor ging aus.

»Du gehst vorne rein, schön leise«, sagte Parthiv. »Wenn Maataa oder die Tanten oder die Cousinen aufwachen, raspelst du ein bisschen Süßholz: ›Wie geht es euch heute? Wie schön das Haus ist.‹ Ich bringe inzwischen den hier außen rum in Girirajs *Kyaha*.«

»Okay.« Amal klang skeptisch. Selbst ein Teenager mit Angstzuständen merkte, wie undicht dieser Plan war.

»Sei ein Mann«, sagte Parthiv. »Wir kümmern uns allein um das Problem. Keine Frauen.«

Emmanuel wurde aus dem Fond gezerrt und einen Pfad entlanggestoßen. Blumenduft, süß mit einem Hauch von Verfall, drang durch den Kartoffelgestank. Sein Herzschlag beruhigte sich langsam. Er war in einem Garten und wurde zu einem Dienstbotenschuppen geführt, einer *Kyaha*. Eine Metalltür schrammte auf.

»Füße hoch.«

Emmanuel betrat den Raum. Die Hände des Eisenmanns packten ihn bei den Schultern und drückten ihn auf einen Stuhl. Ein Streichholz wurde angestrichen, dann erklang zweimal ein kurzes Zischen, als Baumwolldochte entzündet wurden. Der starke Geruch brennender Petroleumlampen füllte den Raum. Er wartete eine Minute, bis er einigermaßen sicher war, dass seine Stimme ruhig klang.

»Parthiv ...«, sagte er. »Wie wär's, wenn ihr mich gehen lasst, bevor eure Mutter kommt und merkt, was ihr euch eingebrockt habt?«

»Fessle ihn«, sagte Parthiv.

Emmanuels Hände wurden hinter den Stuhl gezerrt und mit etwas Rauem aneinandergebunden. Der Sack wurde heruntergerissen, und er sog begierig frische Luft ein. Er befand sich in einem kleinen Einraumhaus. Das Schlafzimmer bestand aus einer schmalen Pritsche in einer Ecke, die Küche aus einem kleinen Gasbrenner auf einer wackeligen Holzkiste, auf der in Schablonenschrift *Saris and All* stand. An in die Seite der Kiste eingeschlagenen Haken hingen zwei scharfe Metzgermesser. Ein dritter Haken war leer. Mitten im Raum standen zwei Stühle. An der Wand überm Bett klebte ein Zeitungsausschnitt, von dem eine indische Tänzerin mit betörenden Augen ins Zimmer starrte.

Parthiv zog sich einen Stuhl heran und seufzte theatralisch. Der Mann fürs Grobe blieb hinter Emmanuel und außer Sicht.

»Wir haben ein Problem«, begann Parthiv. »Wissen Sie, was das Problem ist?«

»Ich schätze, das bin ich«, sagte Emmanuel.

»Korrekt.«

»Bist du gut im Problemelösen, Parthiv?«

Das gelbliche Licht aus den Petroleumlampen warf dunkle Schatten über das Gesicht des indischen Ganoven, sodass es bedrohlich wirkte wie ein Totenschädel. Ein Trugbild. Emmanuel kannte üble Typen, böartige Männer,

die zum Vergnügen und ohne Skrupel töteten. In diese Liga gehörte Parthiv nicht.

»Ich bin der Beste.« Der Inder beugte sich vor und ließ seine Fingerknöchel knacken. »Du bist in deinem schlimmsten Albtraum gelandet, weißer Mann. Hier in diesem Raum ist die Gefahr zu Hause.«

»Was soll das heißen?«, fragte Emmanuel.

»Ich bin der öffentliche Feind, ein Killer durch und durch. Ich gehe meinen Weg, und mein Freund ist die nackte Gewalt.«

Emmanuel hätte fast geschmunzelt. Wo sollte ein indischer Jugendlicher im subtropischen Südafrika Gangster-Attitüden herhaben, wenn nicht aus dem Kintopp?

»Du kennst ja mächtig viele Filme«, sagte er. »James Cagney in *The Public Enemy*, Burt Lancaster in *I Walk Alone*, und ich weiß gar nicht mehr, wer in *Brute Force* mitgespielt hat. Die große Frage ist nur: Wer bist du im echten Leben, Parthiv? Robert Mitchum oder Veronica Lake?«

Parthiv beugte sich vor und versetzte Emmanuel einen Hieb gegen die Schläfe. »Sie sind geliefert«, sagte er. »Mein Mann kann Sie in Stücke brechen wie einen Hühnerknochen.«

»Wenn du mich sofort gehen lässt, Parthiv, kommst du vielleicht noch aus der Sache raus, ohne in den Knast zu wandern und für deinen Zellengenossen Bauchtanz zu machen.«

»Giriraj.«

Das Kraftpaket trat vor und baute sich vor Emmanuel auf. Er war höchstens eins fünfundsechzig, aber breitschultrig. Sein kahler Schädel war eingölt und der gewichste Schnurrbart über den vollen Lippen zu spitzen Enden gezwirbelt.

Parthiv gab ein Handzeichen, und der Mann zog sein Baumwollhemd aus, hängte es ordentlich an einen Haken

am Fußende des Bettes, trat wieder in die Mitte des Raums und stellte sich vor Emmanuel. Grüne Kobras fochten auf seiner Brust einen Kampf aus, die Tätowierung sah aus wie mit einem rostigen Nagel in die dunkle Haut geritzt: das Werk eines Gefängniskünstlers mit begrenzten Mitteln, unbegrenzter Zeit und einem Probanden, der viel Schmerz aushalten konnte. Emmanuel bemerkte frische Kratzspuren am rechten Unterarm. Von Fingernägeln vielleicht? Der Mann fürs Grobe trat näher und spannte seinen Bizeps an.

Parthiv war ein Schwätzer, aber Giriraj ein Kraftmeier. Höchste Zeit, alles zu gestehen.

»Okay«, sagte Emmanuel, »ich muss euch etwas sagen.«

»Gut, denn sonst ...«

Ehe die nächste bombastische Drohung erfolgen konnte, schrammte die Tür auf. Parthiv sprang auf, als hätte sein Stuhl Feuer gefangen. Ein Sturzbach auf Hindi sprudelte aus seinem Mund. Er zeigte auf Emmanuel, dann auf Giriraj, dann auf sich selbst im Bemühen, die Situation zu erklären. Ein grellrosa Sari blitzte am Rand von Emmanuels Sichtfeld auf, ein Dutzend Glasperlenarmbänder klimperte. Eine Inderin um die fünfzig mit sehnigen Windhund-Gliedmaßen packte Parthiv am Ohr und drehte, bis seine Knie nachgaben. Sie stieß eine halblaute Schimpfkanonade aus und ließ auch dann nicht los, als Parthiv sich schon am Boden wand. Immer mehr Leiber zwängten sich in den Raum, bei zwölf verlor Emmanuel den Überblick. Die Duttas waren nicht einfach eine Familie, sie waren ein Klan mit einer Frauenüberzahl von drei zu eins gegenüber den Männern. Die Anzahl und Lautstärke weiblicher Stimmen ließen die Wellblechwände der *Kyaha* erzittern.

Amal stand eingezwängt zwischen einer Frau mit walnussfarbener Haut und einem alten Mann ohne Zähne. Er suchte kurz Parthivs Blick und schlug dann beschämt die Augen nieder, weil er es nicht geschafft hatte, ein Mann zu sein.

Giriraj wich an die Wand zurück, und eine junge Frau in bodenlangem Morgenmantel setzte ihm nach und schrie ihm ins Gesicht.

»Du hast einen Polizisten entführt? Hast du denn kein bisschen Hirn in deinem dicken Kopf?«

Die drahtige Frau in dem grellrosa Sari ließ Parthivs Ohr los und sank auf einen Stuhl. »Wir werden alles verlieren«, sagte sie. »Meine Söhne. Mein Geschäft. Wir werden in einer Bretterbude am Umgeni River enden.«

»Nein, Tante«, sagte die junge Frau in dem langen Morgenmantel. »Alles wird gut. Der Junge war schon tot, als Amal und Parthiv ihn gefunden haben. Sie sind unschuldig.«

»Sie sind Inder«, rief eine Stimme von der Tür her. »Die Polizei sorgt schon dafür, dass sie schuldig sind.«

»Das ist wahr«, sagte die Frau im rosa Sari. »Sie werden hängen.«

Jedes Geräusch im Zimmer erstarb. Auge um Auge, so lautete das Gesetz in Südafrika. Zwei Inder am Tatort des Mordes an einem weißen Jungen hatten kaum Chancen, eine weiße Jury von ihrer Unschuld zu überzeugen. Nach den neuen Rassentrennungsgesetzen der National Party waren Inder als Nichtweiße eingestuft. Damit standen sie zwar eine Stufe über der schwarzen Bevölkerung, aber trotzdem weit unter den »Europäern«.

Die walnusshäutige Frau hielt Amals Hand an ihre Wange und murmelte leise vor sich hin. Emmanuel sprach kein Hindi und verstand dennoch jedes Wort. Gebete klangen überall gleich: Er hatte sie in den Gefechten gehört und in den zerstörten Städten Europas. Die Anrufungen eines taubstummen Gottes. Die Frau im rosa Sari vergrub das Gesicht in den Händen. Ein kleines Mädchen, dunkelhaarig, zierlich und noch zu jung, um zu verstehen, was vorging, fing an zu weinen. Die Familie Dutta war in Auflösung.

»Ich bin kein Polizist«, sagte Emmanuel.

Die Frau im Morgenmantel drehte sich um. Sie war Anfang zwanzig, ein dicker schwarzer Zopf fiel ihr bis zur Taille. Die silbernen Blütenblätter ihres Nasenrings funkelten im Licht. »Bitte was?«, fragte sie.

»Ich bin kein Polizeiermittler«, sagte Emmanuel. »Früher schon, aber jetzt nicht mehr.«

»Nein«, sagte Parthiv. »Er ist ein Sheriff. Ein Detective. Ich erkenne das an seiner Art zu reden.«

»Ruhe.« Die Morgenmantelträgerin winkte vier ältere Frauen heran. Sie steckten die Köpfe zusammen und flüsterten. Dann öffnete sich der Kreis, doch der weibliche Familienrat blieb dicht beisammen. Sie wandten sich Emmanuel zu. Die junge Frau im Morgenmantel trat vor.

»Ich bin Lakshmi«, sagte sie höflich. »Und Sie sind?«

»Emmanuel Cooper.«

»Sie sind Polizist?«

»Nicht mehr.«

»Was tun Sie dann jetzt?«

»Ich arbeite am Maydon-Kai in der Victory-Werft.« Das war ein Teil der Wahrheit. Er konnte ihnen nicht erzählen, dass er zugleich auf Observierungsmission für Major van Niekerk unterwegs war und am Verladebahnhof The Point undercover zu Polizeikorruption ermittelte. Das war nichts für fremde Ohren. »Ich bin Schiffsverschrotter.«

Die Victory-Werft stellte ausschließlich Kriegsveteranen ein. In den Reihen der Werftarbeiter fanden sich sämtliche Hautfarben, zusammen bildeten sie das gesamte Spektrum der Streitkräfte des britischen Empires ab. Mischlingssoldaten vom Malay Corps und vom Cape Corps, Hindus und Moslems aus der British Indian Army, europäischstämmige Soldaten von den Royal Marines und der Welsh Infantry, allesamt in einer befriedeten Welt entbehrlich geworden und folglich abgeschnitten vom Geldhahn eines schrumpfenden Weltreichs.

»Ah ...« Eine der Tanten rief Lakshmi zu sich, und die Frauen besprachen sich leise, begleitet von aufgeregten

Handbewegungen und heftigem Kopfschütteln.

»Sie sind ein Ex-Soldat«, sagte Lakshmi, als die Beratung abgeschlossen war. »Meine Tante kennt diese Victory-Werft. Ihr Bruder war in der Fourth Indian Division.«

Ein Zwischenruf ertönte aus dem Publikum, und Lakshmi seufzte kurz, dann übersetzte sie. »Mein Onkel war in der Schlacht von Monte Cassino. Haben Sie davon gehört?«

»Natürlich«, sagte Emmanuel. »Die Inder haben gekämpft wie Löwen, um die Deutschen von diesem Berg zu vertreiben.«

Die Tanten nickten zustimmend über seine Antwort und bedeuteten Lakshmi fortzufahren.

»Was wollten Sie bei den Docks?«, fragte sie.

»Ich war einsam. Ich habe eine Frau gesucht, die mir ein bisschen Gesellschaft leistet.« Emmanuel gebrauchte seine Standardausrede. Es war die einzige glaubwürdige Erklärung dafür, sich nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Güterbahnhof herumzutreiben.

»Oh ...« Lakshmi war sprachlos und blickte hilfesuchend zu den Ältesten.

Die Frau im rosa Sari hob den Kopf. »Raus, alle raus jetzt«, sagte sie. »Lakshmi, du bleibst da.«

Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen verließen im Gänsemarsch den Raum. Parthiv versuchte sich mit ihnen zu verdrücken, wurde aber von einem ausgestreckten Finger jäh zum Stehen gebracht. Er zog sich auf die Bettkante zurück. Giriraj ließ sich neben ihn sinken, beide ein Bild des Jammers.

»Sie haben gesagt, Sie sind ein Detective.« Lakshmi runzelte die Stirn. »Warum haben Sie Amal und Parthiv belogen?«

»Reine Gewohnheit«, sagte Emmanuel.

Und Sehnsucht danach, wieder Detective zu sein. Noch vor sechs Monaten war es sein Beruf gewesen, für die